

# DIE ZEIT

## Der ruinierte Traum

**Kein afrikanisches Land schottet sich so ab wie Simbabwe. Wer Terror und Korruption im Reich Robert Mugabes beschreiben will, riskiert sein Leben**

Von Reiner Luyken

Eine Gogo ist in der Sprache der Ndebele nicht nur eine Großmutter. Eine Gogo gilt gemeinhin als eine kluge alte Frau. Das Volk der Ndebele lebt im Süden Simbawwes. Die Gogo, von der hier die Rede ist, tritt in der Hauptstadt Harare auf, im »Theater im Park«, einem aus Holzstangen und Reet zusammengefügtes Zelt unter dem üppigen Baumwerk des Stadtgartens. Die Großmutter ist die Hauptfigur in der Politsatire »Der gute Präsident«. In der Arena verprügeln Polizisten eine lebensgroße Marionette, sie schreien ins Publikum, vermuten überall Dissidenten, steigern sich in paranoide Raserei. Währenddessen erzählt die Großmutter die Fabel von einem Land, in dem die Tiere ausgerechnet ein Krokodil zum Führer wählen.

Jeder weiß, wer mit dem Krokodil gemeint ist: Robert Mugabe, der Staatspräsident von Simbabwe, dessen Regime der australische Ministerpräsident John Howard gerade mit dem der Nazis verglich. Jeder weiß auch, wer mit der Marionette in der Politsatire gemeint ist: Die Puppe repräsentiert den Oppositionsführer Morgan Tsvangirai, der im März von der Polizei brutal zusammengeschlagen wurde. Ein im Krankenhaus aufgenommener Film, der ihn mit geschwollenen Augen und Platzwunden auf dem kahl geschorenen Schädel zeigt, ging um die Welt. Kurz darauf wurde der Kameramann Edward Chikomba, der die Bilder aufgenommen hatte, von vier Unbekannten entführt und zwei Tage später tot aufgefunden.

Das ist auch der Grund dafür, dass gerade mal zwei Dutzend Besucher der Vorstellung im Theater im Park zusehen. Die Spitzel des Geheimdienstes sind überall, auch draußen vor dem Zelt, wo plötzlich eine dunkle Gestalt aus der Finsternis getreten war und die Besucher nach ihrer Herkunft befragt hatte. Einige Tage zuvor hatte der *Herald*, die größte Tageszeitung des Landes, ein Foto des Regisseurs Cont Mhlanga abgedruckt, auf dem dieser wie ein in Tarnuniform gekleideter Terrorist anmutet. Der *Chronicle*, die zweitgrößte Zeitung, nennt den Theatermann einen »Vaterlandsverräter« und »Agenten des Neokolonialismus«.

In einer Vorstellung, erinnert sich Regisseur Mhlanga, sei einmal die gesamte Führungsriege des Staatssicherheitsdienstes erschienen. Die Geheimdienstchefs hätten sich köstlich amüsiert, es hätte sie vor Lachen kaum auf den Bänken gehalten. Ein bizarres Bild der Willkürherrschaft.

**Mugabe herrscht seit 1980. Nächstes Jahr kandidiert er wieder – er ist 83**

Cont Mhlanga ist mit seinen 60 Jahren ein schwächlicher, fast zerbrechlich wirkender Mann mit zarter Stimme, dem man die prominente Rolle, die er in Simbabwe spielt, kaum zutraut. Er lebt in Bulawayo, mit 700.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Simbawwes. Hier leitet er ein von ihm gegründetes Künstlerzentrum mit drei Bühnen und 65 Angestellten. Hier produziert er die Seifenoper *Amakorokhosa*, die jeden Dienstagabend um neun Uhr auf dem einzigen Fernsehkanal des Landes über die Bildschirme flimmert. Sie handelt vom täglichen Überlebenskampf, von illegalen Goldschürfern, von traditionellen und modernen Frauen und von Ehemännern, die glauben, ihre Potenz sei vergeudet, wenn sie nur den Ehefrauen zugute käme.

Der Regisseur nennt sich »Kulturaktivist«. Die Seifenoper, sagt er, verschaffe ihm den Freiraum, regimekritische Stücke auf die Bühne zu bringen. Das streng auf Regierungslinie funkende Staatsfernsehen könne es sich kaum leisten, die populäre, von einer Brauerei finanzierte Serie zu kippen. Letztes Jahr wurde Mhlanga zwar mit der Begründung verhaftet, er habe Widerstand gegen den Präsidenten geschürt, aber noch am selben Tag wurde er wieder freigelassen. Seit

März häufen sich diese Übergriffe von Schlägertrupps.

Anfang nächsten Jahres wird im Lande gewählt, Robert Mugabe hat sich trotz seiner 83 Jahre wieder als Kandidat aufstellen lassen. Niemand erwartet freie und faire Wahlen, das Ergebnis steht jetzt schon fest, das sieht auch Pater Konrad Landsberg so. Er stammt aus Stade bei Hamburg, ein Jesuit mit feinen Gesichtszügen, ergrautem Haar und barfuß in Sandalen steckenden Füßen. Der Pater zog 1972 in das damalige Rhodesien. Der Farmer Ian Smith hatte dort einen Aufstand der weißen Siedler gegen die britische Krone von Zaun gebrochen und 1970 eine Republik ausgerufen, die außer von Südafrika von keinem Staat der Welt anerkannt wurde. In jenen Jahren war Robert Mugabe ein Widerstandskämpfer, der lange im Gefängnis saß und einen erbitterten Guerillakrieg gegen das verfemte Regime führte. 1976 erklärte er, im befreiten Simbabwe werde es »keinem der weißen Ausbeuter erlaubt sein, auch nur einen Morgen Land zu besitzen«.

Pater Landsberg arbeitete in einer abgeschiedenen Mission auf dem Land, dort wurde er jeden Tag Zeuge der rhodesischen Form der Apartheid. Fünftausend weiße Siedler hatten das Highveld, ein von Südwest nach Nordost laufendes Hochplateau mit tiefen, fruchtbaren Böden, in prosperierende Großfarmen verwandelt. Millionen Schwarze lebten zusammengepfercht in ärmlichen, malariaverseuchten Reservaten. Er sah es als seine christliche Pflicht an, sich mit den Unterdrückten zu solidarisieren, auch wenn einige seiner Mitbrüder Mugabe schon damals skeptisch gegenüberstanden. 1980 verkündete der dann aber als Regierungschef des neuen Landes: »Lasst die Vergangenheit ruhen. In diesem Land soll jeder seinen Platz haben.«

Landsberg war von Mugabes Versöhnungsbereitschaft beeindruckt. Auch seine Krankenhaus- und Schulprogramme bewunderte er. Simbabwe schien ein Land der Hoffnung und des Aufbruchs, in Harare herrschte bald ein friedliches Nebeneinander von Schwarz und Weiß. Millionen Touristen kamen, um im Landesinnern Nashörner, Flusspferde, Löwen, Elefanten und die gewaltigen, über hundert Meter in die Tiefe stürzenden Wassermassen der Victoriafälle zu bestaunen. Mugabe galt als der große Intellektuelle unter Afrikas Präsidenten. Er war einer der respektiertesten Führer der blockfreien Nationen.

Und heute? Mit Pater Landsberg fahren wir in seine Gemeinde, ein Armenviertel im Süden Harares. Das weiße Siedlerregime hatte hier lange Reihen sogenannter Junggesellenwohnungen gebaut, vierstöckige, kasernenartige Unterkünfte zur Unterbringung von Wanderarbeitern, die ihre Familien nicht in die Stadt – damals hieß sie Salisbury – mitbringen durften.

Die kloakenbesudelten Fassaden sind von Algen überwuchert. Draußen lungern Hunderte untätiger Menschen herum. Kleinkinder in Lumpen rollen auf dem Boden. Drinnen ist der Gestank von Urin und Fäkalien kaum zu ertragen. Exkremamente laufen aus durchgerosteten Rohren an den Wänden herab, tropfen in Waschküchen und Gänge. In Zimmern, die seinerzeit einem Mann Platz boten, wohnen jetzt zehn Menschen in notdürftig mit Sperrholzplatten abgeteilten Wohnzellen. Auf dem Boden ist kaum Platz, um sich auszustrecken. Man hört jedes Stöhnen und jeden Seufzer aus dem benachbarten Abteil.

Lange darf ein Fremder hier nicht bleiben. Parteischergen und Schlägertrupps beobachten auch diesen Ort. 2005 wurden hier ganze Häuserzeilen in der »Operation Murambatsvina« einfach niedergewalzt. Die Häuser waren ohne Baugenehmigung entstanden, aber jedem war klar, dass sich die Aktion gegen hier lebende Anhänger der oppositionellen Bewegung für demokratischen Wandel (MDC) richtete. Jetzt, sagt Landsberg, herrsche hier Resignation. »Die Leute wurden zu oft verprügelt, gefilzt, bestohlen. Wenn sie sich wehren, werden sie beschuldigt, mit den Briten und der Opposition unter einer Decke zu stecken.«

Die Briten! Die, behauptet die Regierung, seien an allen Problemen des Landes schuld. Auf deren Betreiben wurde Simbabwe 2002 vom Commonwealth ausgeschlossen, auf deren Initiative hätten die EU und die USA einen »lähmenden Wirtschaftsboykott« gegen das Land verhängt. Das, meint der Pater, sei eine unverfrorene Propagandalüge. Bei dem »Boykott« handele es sich um nicht mehr als um ein Einreiseverbot gegen Mugabe und namentlich aufgeführte Mitglieder der politischen Elite. Außerdem wurden ihre ausländischen Bankkonten eingefroren.

Der Pater schlägt vor, nach Borrowdale zu fahren, eine nördlich von Harare in das hügelige Umland wachsende Vorstadt. Baustellen überall, eine größer als die andere – doch keine Rede von ernsthaftem Bemühen zur Linderung der Wohnungsnot. Hier entsteht ein Villenviertel, das hohen Ansprüchen genügt. Hinter Mauern mit Stacheldraht und Elektrozaun ragen luxuriöse Paläste hervor. Die Zahl der Fenster lässt auf 20, 30 Zimmer schließen. In dieses Viertel hinter dem mit Delikatessen überladenen Supermarkt Borrowdale Brook kommt man nur mit einer besonderen Erlaubnis – die hat der Pater nicht.

Landsberg spricht mit stiller Wut über die »Bonzen und Gauleiter«, die »Lügner und Verbrecher«, die sich schamlos auf Kosten der Armen bereicherten. In seiner Gemeinde sind die Leute froh, wenn sie in Flaschen abgefülltes Benzin für 20.000 Simbabwe-Dollar pro Liter ergattern. Hier in den Villengegenden sind schwarze Mercedes der E- und S-Klasse das Hauptverkehrsmittel. Für ihre Besitzer gibt es neben dem Parlament eine »VIP-Tankstelle«. Dort kostet Benzin 300 Simbabwe-Dollar, das ist der »offizielle« Preis. Das sind, in Euro umgerechnet, ein Cent pro Liter. Selbstverständlich zum Schwarzmarktkurs.

1990 bekam man für einen US-Dollar 2,6 Simbabwe-Dollar. Wer heute bei einer Bank 100 US-Dollar umtauscht, erhält dafür zum offiziellen Kurs 25.000 Simbabwe-Dollar. Dafür kann man sich gerade ein Glas Orangensaft leisten. In Tankstellen, in Hinterhöfen und am Busbahnhof blüht der illegale Geldmarkt, dort kann man, wenn man gut feilscht, seine 100 US-Dollar für bis zu 2,3 Millionen Simbabwe-Dollar losschlagen.

Die krasse Differenz zwischen dem völlig fiktiven offiziellen und dem schwarzen Umtauschkurs gehört zum System Mugabe. Der Notenbankchef wollte den fiktiven Kurs neulich abschaffen, der Präsident legte sein Veto ein. Die Elite bereichert sich, indem sie auf dem Schwarzmarkt einheimische Dollar kauft und diese bei einer Bank in US-Dollar zurückverwandelt – zum offiziellen Kurs. So werden aus 100 US-Dollar im Handumdrehen 92.000 US-Dollar. Das geht nur mit einer Genehmigung zum Kauf von Devisen, einem exklusiven Vorrecht Mugabe-höriger Geschäftsleute, Minister und hochstehender Parteimitglieder.

Wer es sich mit dem Präsidenten verscherzt, verliert seine Privilegien. Eine weitere Methode, Leute an sich zu binden, erklärt Landsberg, sei dessen Taktik, Betrügereien unbestraft zu lassen. Philip Chiyangwa besitzt den extravagantesten Prunkpalast in Borrowdale. Der habe, erzählt der Pater, während einer Hungersnot Getreide ins Ausland geschmuggelt. Offenbar gelang es ihm dennoch nicht, genug Devisen zu raffen, um seinen Wagenpark in gezielter Weise auszubauen, die Polizei stellte bei ihm 13 in Südafrika gestohlene Luxusautos sicher. Damit, so Landsberg, könne Mugabe Leute wie Chiyangwa immer erpressen, sollten sie ihm gefährlich werden.

Wann aber kippte der hoffnungsvolle Modellstaat in eine Diktatur um – wann verwandelte Mugabe sich in einen Tyrannen?

Landsberg glaubt, das sei bereits 1982 passiert. Er hörte allerdings erst später davon. Ende der achtziger Jahre begann die Wahrheit über das Morden und Brandschatzen der berüchtigten 4. Brigade durchzusickern. Diese gefürchtete Truppe hatte von 1982 bis 1987 unter Anhängern von Mugabes Widersacher Joshua Nkomo im Matabeleland, der Heimat der Ndebele, gewütet. Sie verprügelte Bewohner ganzer Ortschaften mit Schlagstöcken, zerstörte ihre Häuser und folterte Tausende. 2052 Morde sind nachgewiesen, weitere 1500 stehen so gut wie fest. Vermutlich fielen über 6000 Menschen der 4. Brigade zum Opfer. Zu diesem Schluss kam ein Bericht der katholischen Justice and Peace Commission, die aber erst 1997 tätig wurde. Zeugen hatten bis dahin Angst, auszusagen. Viele Ndebele sprechen bis heute nicht über jene Zeit.

Mugabe und Nkomo, der Altvater des Aufstandes gegen die Weißen, waren schon während des Krieges Rivalen. Ein Besuch bei dem 1999 verstorbenen Nkomo vor 20 Jahren ist unvergessen. Eine buddhagleiche Figur mit weißbehaartem Schädel, ein einnehmender, warmer Mann. Die Stammesauseinandersetzungen, erklärte er, würden von Leuten benutzt, um ihre Machtbasis auszubauen. Die Frage, ob er damit Mugabe meine, provozierte einen damals schwer verständlichen Zornesausbruch: »Das verstehen Sie ja doch nicht. Das können Sie nicht verstehen!«

Wie ein Donnernrollen fuhr die Erschütterung durch den riesigen Körper. Dann fasste er sich wieder und setzte sorgfältig ein Wort an das andere: »Simbabwe ist ein stabiles Land. Es versinkt nicht im Chaos. Aber es gibt Leute, die erpicht darauf sind, das Land zu destabilisieren, um es unter ihre Kontrolle zu bringen.«

»Simbabwe« und »Chaos«! Niemand hätte damals daran gedacht, diese Worte in einem Atemzug zu gebrauchen. Vielleicht war der Wunsch der Außenwelt zu stark, das Land möge die darauf projizierten großen, vielleicht übergroßen Hoffnungen erfüllen. Vielleicht war man vor dem Mauerfall blind gegen die »Ostberliner Methoden«.

### **Züge entgleisen mit deprimierender Routine. Trinkwasser gibt es nicht**

Mugabe verströmte bei einer Begegnung auf derselben Reise sicher nicht die menschliche Wärme Nkomos. Doch er war ganz Staatsmann in seinem erstklassigen Nadelstreifenanzug, mit seiner sanften Stimme, den wohlüberlegten Worten – keine Spur von Radikalismus. Bei jeder Erwähnung seines alten Rivalen Nkomo machte sich allerdings Erregung bemerkbar, seine Stimme ging in die Höhe, bissige Aggressivität schlich sich ein. Einmal gab er ominös zu verstehen: »In diesem Kral ist nur Platz für einen Bullen.«

Ende 1987 unterwarf Nkomo sich Mugabes Machtanspruch. Simbabwe wurde ein Einparteiensstaat. Danach hörte das Morden im Matabeleland auf. Fragt man Erzbischof Pius Ncube, wann die Metamorphose des Krokodils begann, erinnert der an einen Charakterzug des Präsidenten, der sich schon in dessen Jugend bemerkbar gemacht habe: »Er war ein Einzelgänger, seine Nase steckte immer in einem Buch. Er las mehr, als gut für ihn war.« Der katholische Kirchenmann aus Bulawayo ist der prominenteste Gegner Mugabes. Ihn wollen wir besuchen.

Die Reise von Harare nach Bulawayo dauert ihre Zeit – und sie ist eine Exkursion in die simbabwische Gegenwart. Vor ein paar Jahren waren es noch 10 Stunden mit der Bahn, jetzt sind es fahrplanmäßig 13, aber tatsächlich oft über 20 Stunden. Die Züge entgleisen und kollidieren mit deprimierender Regelmäßigkeit. Im Auto geht es dagegen immer schneller, die Straßen sind so gut wie leer, nur etliche Lastwagen und Busse sowie die schwarzen Limousinen der Bonzen brausen über den Highway. Kaum sonst jemand hat Benzin.

120 Kilometer südlich von Harare führt die Straße durch Kadoma. In der Kleinstadt gibt es seit drei Monaten keinen Treibstoff und seit zwei Monaten kein fließend Wasser. 100 Kilometer weiter kommen wir durch Gweru, hier kochen die über 100.000 Einwohner seit fünf Tagen ungeklärtes Wasser ab. Die Pumpen der Stadtwerke, steht in der Lokalzeitung, könnten wegen eines Stromausfalls nicht repariert werden.

Wir sind zu zweit im Auto. Der Theatermann Mhlanga hatte gebeten, eine Schauspielerin mitzunehmen, die in Harare hängen geblieben war. Sarah Mpofu war von der Partei mit einer Jugenddelegation zu einer Gedenkveranstaltung für Opfer des Befreiungskrieges beordert worden – und tags darauf zur Feier des 27. Jahrestages der Unabhängigkeit im Rufaro-Stadion in Harare. Bei der Gedenkveranstaltung hatte sie der Rede eines ranghohen Genossen gelauscht, der die Jugendlichen aufforderte, sich Präsident Mugabes unbeugsamen Widerstand gegen den Imperialismus zum Vorbild zu nehmen. »In uns«, hatte er gerufen, »hat der Präsident Weggenossen wie Jesus. Wir dienen ihm nicht nur, wir glauben an ihn.«

Am nächsten Tag verschlief Sarah Mpofu die Huldigungen, die der anglikanische Bischof von Harare im Namen Gottes und ein Minister im Namen der Regierung auf das 83-jährige Staatsoberhaupt ausbrachten. Sie lag auch noch im Bett, als Mugabe eine lange, zutiefst patriotische Rede hielt, in der er Großbritannien »laut und deutlich« zurief: »Wir werden niemals, niemals, niemals wieder eine Kolonie sein!«

Die Schauspielerin traf erst im Stadion ein, als Polizei- und Militäreinheiten und junge Pioniere die anwesenden Politiker und Diplomaten sowie das in Bussen herangekarrte Volk mit symbolbefrachtetem Ringelreihen beeindruckten, das – so erklärte der Ansager – dem Vorbild des nordkoreanischen Brudervolkes folge. Am nächsten Tag saß sie mittellos in Harare fest. Die Partei bezahlte ihr weder das Hotel noch die Reise.

Südlich von Gweru machen wir Pause. Als wir aus dem Buschland durch einen Stacheldrahtzaun zurück auf die Fernstraße klettern, hat ein Polizeiauto angehalten. Ein Polizist lehnt am Wagen, den Ellbogen aufs Dach gestützt, ein zweiter geht auf und ab. Wenn das mal keinen Ärger gibt. Simbabwe ist für ausländische Journalisten ein ungemütliches Pflaster. Alex Perry, Reporter des amerikanischen Magazins *Time*, wurde 22 Stunden nach seiner Einreise vom Geheimdienst festgenommen und für fünf Tage in ein stinkendes Polizeigefängnis geworfen. Er war als Tourist eingereist, die einzige Möglichkeit für westliche Reporter, aus dem Land zu berichten. Journalistenvisa bekommt man nicht. Wer aber ohne Akkreditierung arbeitet, verstößt gegen ein Gesetz über den »Zugang zu Informationen und zum Schutz der Privatsphäre«, das eine Höchststrafe von zwei Jahren Gefängnis vorsieht. Perry kam mit einer Geldstrafe davon.

Gift Phiri, Mitarbeiter der in England herausgegebenen Exilzeitung *The Zimbabwean*, traf es härter, er wurde in einem Einkaufszentrum in Harare gekidnappt und in Polizeigewahrsam brutal zusammengeschlagen. Sein Prozess steht bevor, ihm wird »Missbrauch journalistischer Privilegien durch die Verbreitung von Unwahrheiten« vorgeworfen.

Wir nähern uns unserem Wagen. Der Polizist hebt den Arm – und winkt. »Taschi«, ruft er, »wie geht's? Was gibt's Neues?«

Taschi ist Sarah Mpfu. Sie spielt die gleichnamige Hauptrolle in Mhlangas Seifenoper. Taschi ist populär. Das Publikum liebt die Art, in der sie sich in den intimen Verwicklungen und Wirrungen des in vorkoloniale Armut zurückfallenden Landes zurechtfindet. Die Seifenoper einigt das Land. Taschi hat keinen Pfennig Geld, sie schlägt sich mühsam durch, aber das tut dem Ruf der Darstellerin keinen Abbruch. Ihr TV-Nimbus garantiert freie Passage.

An einer Straßensperre kurz vor Bulawayo werden Busse an den Straßenrand dirigiert, jeder Passagier muss sich filzen lassen. Nur die schwarzen Mercedes kommen ohne Kontrolle durch. Und wir. Freundliche Hände strecken sich in das Wagenfenster. Ein Zivilbeamter, vermutlich ein Mitarbeiter des Geheimdienstes, der uns erst verdrießlich mustert, ringt sich ein Lächeln ab und verzichtet auf eine Prüfung unserer Personalien. Wir hören jemanden tuscheln: »Geht Taschi jetzt mit einem Weißen aus?«

### **Ein schwarzer Erzbischof redet vom Pakt zum Sturz der Diktatur**

Für die Weißen findet der schwarze Erzbischof Pius Ncube in Bulawayo gute Worte. Die weißen Siedler, sagt er, hätten einen absolut funktionsfähigen Staat aufgebaut – mit dem besten Erziehungs- und Gesundheitssystem Schwarzafrikas, einem hervorragenden Straßennetz, pünktlich verkehrenden Zügen, einer zuverlässigen Stromversorgung, ausgezeichneten Bewässerungssystemen und einer effizienten Verwaltung. Die Farmen hätten damals Mais, Getreide und Gemüse im Überfluss produziert.

Heute führt die ehemalige Kornkammer des südlichen Afrikas Maismehl aus Malawi ein, dem ärmsten Land der Region. »Mugabe«, sagt der Erzbischof, »hat das Land zerstört.«

Und er redet von einem Pakt zum Sturz der Diktatur und von Geheimgesprächen mit dem Militär. Er sei bereit, sagt er, für das Ziel zu sterben. Er kritisiert den mangelnden Willen seiner Landsleute zur Selbstaufopferung. Auch viele Geistliche, Katholiken wie Anglikaner, hätten leider nicht den Mut, gegen das Regime Stellung zu beziehen. Viele kollaborierten sogar.

Im Jahre 2001 wurde Erzbischof Ncube zugetragen, Mugabe wolle ihn ermorden lassen. Der Papst hörte davon und intervenierte, seither habe man ihn, »aus welchen Gründen auch immer«, in Ruhe gelassen. Mit seinen 60 Jahren sitzt er unbeirrt und gelassen an seinem Schreibtisch unter Postern von Nelson Mandela und Martin Luther King. Was Mugabe von Rhodesien beibehalten habe, sagt er, seien die während des Befreiungskrieges eingeführten repressiven Gesetze des Smith-Regimes, die habe er sogar noch verschärft. Jetzt gehe es um eine »zweite Befreiung«. Ist denn Mugabe nicht Katholik?

»Ja«, spottet der Bischof, »aber was für einer? Hitler war auch Katholik.«

### **Berichte von staatlichen Folterlagern und Mordaktionen machen die Runde**

Kürzlich traf er ihn mit einer Delegation von Geistlichen. Der Präsident war »sehr nett, sehr freundlich«. So gebe er sich meistens. Doch sobald er eine Bedrohung spüre, kämen seine grausamen Züge zum Vorschein. Seit dem weltweiten Aufschrei gegen die Misshandlungen von Morgan Tsvangirai im März durch die Polizei wurden Ncubes Angaben zufolge 400 Oppositionelle gefoltert und ins Gefängnis gebracht. Mehr als 80 Frauen seien auf einer Demonstration verhaftet und auf der Polizeistation gezwungen worden, sich nackt auszuziehen. Fänden sich 20 Menschen zusammen, könne man davon ausgehen, dass zwei davon Spitzel der Staatssicherheit seien.

Noch eine Verabredung haben wir in Bulawayo – die mit dem Regisseur Mhlanga. Der hat kurz zuvor in einem Naturpark unweit der Stadt einen neuen Drehort für seine Seifenoper inspiziert. Er sei, erzählt er, unversehens auf eine Gruppe wenig auskunftsbereiter Jugendlicher gestoßen, die dort offensichtlich militärisch gedrillt wurden.

Wir besuchen den Ort, eine Lichtung an einem See tief im Wald. Die Jugendlichen sind verschwunden, das Lagerfeuer ist erst kürzlich erloschen. Als wir uns davonmachen, erscheinen sieben dubiose Gestalten, angeblich zum Fischen. Keiner von ihnen hat eine Angel dabei. Mhlanga verdreht vielsagend die Augen. »Gott weiß«, raunt er, »wie viele Menschen mit um den Hals gebundenen Betonklötzen in diesem See liegen.«

Werden hier wirklich Menschen versenkt? Darf man wirklich alles glauben, was man von Regimegegnern hört?

Kürzlich erschien im südafrikanischen Blatt *Mail & Guardian* ein Bericht über ein nach Namibia geflohenes Mitglied einer simbabwischen Todesschwadron. Als »John Gweru« – die Redaktion hatte ihn anonymisiert – schilderte er, wie ihm beigebracht worden sei, auf Tischen gefesselten Strafgefangenen so lange mit Stöcken auf die Sohlen zu schlagen, bis sie sich bekoteten und in Ohnmacht fielen. Ein Ausbilder verband »Gweru« zufolge den Mund eines Häftlings und riss ihm zu Übungszwecken mit einer Zange Ohrläppchen und einen Hoden aus. Er berichtete von einem Geheimgefängnis im Keller des Hauptquartiers der Staatspartei in Harare, in dem entführte Weiße festgehalten würden. Zum Beweis seiner Dienstauglichkeit habe er bei Sabotageakten mitwirken müssen, die der oppositionellen MDC als Terrorataten angelastet wurden. Einmal habe er an der Versenkung eines noch lebenden Mannes im Karibasee teilgenommen, ein andermal habe sein Trupp eine Demonstration der Opposition auseinandergetrieben, wobei die Parlamentarierin Trudi Stevenson einen Armbruch erlitt.

Es ist in der Regel unmöglich, solche Berichte zu verifizieren. Dieser spezielle Armbruch ging jedoch auf das Konto einer Oppositionsfraktion, die Frau Stevenson des Verrats an MDC-Führer Tsvangirai bezichtigte, nicht auf das der Regierung. Sie selbst hat den Tathergang in der Internetzeitung [www.newzimbabwe.com](http://www.newzimbabwe.com) detailliert beschrieben. Um das Demokratieverständnis der MDC ist es kaum besser bestellt als um das der Regierung.

»Gweru« wurde dem Bericht zufolge in Bindura Farm geschult, einem nördlich von Harare gelegenen Ausbildungslager. Dass der Geheimdienst und die Partei dort und im unweit von Bulawayo gelegenen Ntabaziduna jugendliche Kader, die »Green Bomber«, und Spezialeinheiten trainieren, ist bekannt.

Mhlangas Schwägerin Celina wollte Polizistin werden, sie wurde zur Ausbildung nach Ntabaziduna geschickt. Auch sie desertierte und lebt heute an einem von der Familie geheim gehaltenen Ort in Südafrika. Die Berichte ihres Schwagers und ihrer Schwester über das, was sie in Ntabaziduna erlebte, weichen allerdings voneinander ab.

Ihrer Schwester zufolge wurden die Rekruten vor allem durch erniedrigende Behandlung gefügig gemacht. Jungen und Mädchen bewohnten dieselben Baracken. Nachts wurden sie aus den Betten gejagt, alle mussten sich nackt ausziehen. Dass Celina, wie Mhlanga behauptet, über 30-mal vergewaltigt worden sei und dass Folterübungen an Strafgefangenen Teil ihrer Ausbildung gewesen seien, streitet ihre Schwester ab. Ihr zufolge desertierte Celina, weil Vorgesetzte sie nur gegen Sex befördern wollten.

Wieder die Frage: Welcher Darstellung darf man glauben? Will die Schwester abwiegeln? Hat sie

Angst? Oder will der Schwager aufwiegeln?

Mhlanga ist in den Worten seiner Frau »ein Unruhestifter, ein Rebell«. Sie steht ihm zur Seite. Aber sie sorgt sich auch um die Zukunft ihrer Familie, ihrer drei Kinder und der zwei Waisen, die sie bei sich zu Hause aufzieht. Die Familie wohnt in einem winzigen Haus in einer Township eine halbe Autostunde außerhalb von Bulawayo. Fast jedes Haus beherbergt neben den eigenen Kindern den Nachwuchs an Aids verstorbener Verwandter.

Viele Haushalte bestehen nur noch aus der Großmutter und einer elternlosen Kinderschar. Auch viele Kinder sind schon »krank« (fast niemand spricht das Wort »Aids« aus). Hingebungsvolle Freiwillige kümmern sich um die Sterbenden. Die Regierung erhebt seit 1999 eine fünfprozentige Aids-Abgabe auf alle Einkommen. Der daraus gebildete Fonds ist verschwunden, niemand weiß, wohin.

In den Feldern um die Townships entsteht ein Friedhof neben dem anderen, überall heben Totengräber Gruben aus, in immer engerem Abstand. Fünf Begräbnisse finden gleichzeitig statt. Alte Männer halten Grabreden. »Gehe hin zu Gott«, sagen sie mit gefasster Stimme. »Du warst ein gutes Kind, eine gute Tochter.« Hinter ihnen drängen sich die Enkel.

Die Lebenserwartung Neugeborener ist von 60 Jahren 1990 auf 37 Jahre für Männer und 34 Jahre für Frauen gefallen. Das sind die niedrigsten Werte der Welt. Simbabwe ist auch das einzige Land, in dem Frauen früher sterben als Männer. Die weibliche Infektionsrate für Aids liegt bei über 50 Prozent, die Gesamtrate für Männer und Frauen wird von der Weltgesundheitsorganisation auf 22 bis 28 Prozent geschätzt. Mugabe behauptet, sie sei auf 18 Prozent gefallen.

Die Townships wurden einst in Rhodesien angelegt, um Distanz zwischen die Stadtzentren und das schwarze Proletariat zu legen. Kaum jemand kann es sich heute leisten, von dort draußen nach Bulawayo zu pendeln – zur Arbeit in die Stadt. Eine Monatskarte für den Bus kostet 220.000 Dollar, mehr als den Monatslohn eines Fabrikarbeiters. Die meisten Haushalte leben von Geldsendungen von ins Ausland geflüchteten Familienmitgliedern. Ohne sie wäre die Wirtschaft bereits völlig zusammengebrochen. In manchen Townships schließen Bewohner sich zu Selbsthilfegruppen zusammen, um Lebensmittel durch gemeinsamen Einkauf erschwinglich zu machen. Die Inflation macht alle Pläne zunichte, sie frisst wie ein Reißwolf das Bargeld auf. Was man heute nicht ausgibt, ist morgen schon halb verloren. Der Preis für Sojahappen, einen Fleischersatz, verdoppelt sich in einer Woche. Der Literpreis für Benzin steigt an einer Tankstelle innerhalb von zwei Stunden von 22.000 auf 24.500 Dollar. Offiziell beträgt die Inflation 3714 Prozent. Sie hat eine im vorigen Jahr durchgeführte Währungsreform, bei der drei Nullen von allen Banknoten gestrichen wurden, fast wieder eingeholt. Diplomaten wollen wissen, dass Banknoten mit neuen Nennwerten für die nächste Währungsreform schon in Containern einer deutschen Druckerei zur Abholung bereitliegen.

Hinter den Townships führen Sandpisten aufs Land, holprige Pfade, über die Bewohner sich mit gewildertem Fleisch und geschmuggeltem Benzin versorgen. An der sozialen Lage auf dem Lande hatte sich nach der Gründung Simbawwes lange Zeit wenig geändert. Großbritannien hatte sich verpflichtet, eine Bodenreform zu finanzieren, doch kaum ein Farmer war bereit, seinen Grund zu verkaufen. Die meisten richteten sich – nach dem kruden Motto »Lieber ein König im Land der Kaffer als ein Kaffer im Land der Königin« – bestens in dem neuen Staat ein.

Im Jahr 2000 versuchte Mugabe, eine neue Verfassung durchzudrücken. Sie sollte seine Macht zementieren und beinhaltete eine Klausel, die eine entschädigungslose Enteignung der Farmer vorsah. Eine Koalition der Farmer und ihrer Arbeiter mit Regimegegnern und Menschenrechtsgruppen brachte sie in einer Volksabstimmung zu Fall. Zwei Wochen später begannen Veteranen des Unabhängigkeitskrieges und Parteifunktionäre, Farmland zu besetzen und die Besitzer zu vertreiben. Etliche Farmer wurden ermordet. War das angesichts ihrer Unnachgiebigkeit nicht unvermeidlich?

Jesuitenpater Landsberg glaubt, die Landreform sei Mugabe »scheißegal« gewesen, er habe sich nur für die Abstimmungsniederlage rächen wollen. Mhlanga versteht die gewaltsame

Besitznahme als drakonischen Akt zur Unterwerfung der ländlichen Bevölkerung durch gezielte Entmodernisierung der Landwirtschaft. Erzbischof Ncube glaubt, Mugabe gehe es vor allem darum, ihm ergebene Vasallen zu belohnen.

### **Beschlagnahmte Farmen wurden an die Elite und an Veteranen verteilt**

Minister, Parlamentarier, Gouverneure, Generäle, Polizeichefs, Gefängnisdirektoren, Discjockeys, Rundfunkintendanten, die Schwester und der Schwager des Präsidenten – sie alle wurden mit Farmen bedacht. Die meisten hatten keine Ahnung von Landwirtschaft. Die Ernten blieben aus. Fahrten über Land führen heute durch von Gestrüpp überwucherte Wüsten. Man sieht nichts als graue Böden, staubige Erde, ausgeplünderte Bauernhäuser, leere Wasserspeicher, ausgebrannte Schober. Hinter den Schobern liegen verrostete Karosserien, ausgeschlachtete Motoren, reifenlose Traktoren. Seitenstraßen ins Buschland sind selbst mit einem robusten Pick-up kaum mehr befahrbar. Ein paar magere Rinder ziehen durchs Land.

Auf Farmen, die an landlose Veteranen verteilt wurden, entstehen allenthalben neue Hofstellen, ärmliche Lehmhütten wie im 19. Jahrhundert. Vor den Hütten gackern ein paar Hühner. Neben den Hütten liegen winzige Äcker, aus denen im Meterabstand halb verdorrte Maiskolben ragen. Die einst berühmten Wildreservate fallen skrupelloser Ausbeutung anheim. Zikungwa, eine dreißig Kilometer lange und zehn Kilometer breite Safarifarm zwischen Bulawayo und den Victoriafällen, gehört jetzt einem Triumvirat: dem örtlichen Geheimdienstchef, dem Landrat und dem Personalchef des Kohlebergwerks Hwange. Deren Firma Elephant Eye Safaris besitzt weder eine Lizenz noch eine Jagdquote, sie spezialisiert sich auf illegale Elefantenjagd gegen Barzahlung in Westwährung.

Abseits der Fernstraße von Bulawayo hin zu den Victoriafällen liegt tief im Busch eine der letzten nicht besetzten Farmen. Eine grüne Oase – dichter, mannshoch stehender Mais, üppige Tomatenpflanzungen, Zwiebfelder, Paprikafelder, Weizen, eine gesunde Rinderherde, wollige Schafe.

Der Farmer ist ein rhodesisches Urviech, er steht in Shorts, Gummisandalen und mit einem harten Wurzelstock in der Hand vor seinem 50 Jahre alten Jeep. Dreimal wollten die Veteranen ihn vertreiben, 2000, 2002 und 2004. Vor den für nächstes Jahr angesetzten Präsidentenwahlen, glaubt er, werden sie wiederkommen. Beim letzten Mal schrien sie ihm ins Gesicht: »Dieses Mal bringen wir dich um, Munro.«

### **»Bei der nächsten Wahl gebe ich Jesus meine Stimme!«**

Doch Ray Munro lässt sich nicht vertreiben. Die Familie wohnt in fünfter Generation im Land. Der Großvater wanderte 1918 aus Schottland ein. Der Vater ist 85 Jahre alt und hilft immer noch mit, wenn Not am Mann ist. Munros Sohn ist Vater zweier strohblonder Mädchen und für einen Teil der Farm verantwortlich. Sie alle sprechen Ndebele. Sie überleben wie Pioniere, auf sich gestellt, abgeschieden von der Welt. Zum Abendbrot gibt es selbst gefangenen Barsch, selbst geschossene Antilope, dazu Gemüse, Früchte und Sahne aus Eigenproduktion.

Auch diese Farm funktioniert nicht mehr wie früher. Früher waren hier 250 Arbeiter angestellt, jetzt sind es 90. Es mangelt an Treibstoff und Düngemitteln. Doch hier herrscht immer noch ein Paternalismus, der einen Europäer als völlig überlebt anmutet. Die Arbeiter, erzählt Frau Munro, kämen mit all ihren Problemen zu ihr, sie müsse Ehestreitigkeiten schlichten und bei schwierigen Geburten helfen. Dafür verteidigten die Arbeiter die Farm beim letzten Überfall der Veteranen und vertrieben die Angreifer mit Stöcken und Knüppeln. Sie sehen jeden Morgen die Auswirkungen der Landreform – von weither wandernde Neubauern, die bei ihnen als Tagelöhner etwas Geld verdienen wollen.

Stuart Mpotu, er ist 67 Jahre alt und hält die Bewässerungsanlagen instand, hat die bittere Geschichte der Unabhängigkeit aus erster Hand erlebt, nicht nur die Verarmung der Menschen auf den enteigneten Farmen und die aufflammende Gewalt. Während der Mordzüge der 4. Brigade in den achtziger Jahren wurden zwei seiner Freunde getötet, und sein Heimatdorf wurde zerstört. Nie wieder, sagt er, werde er einem schwarzen Politiker seine Stimme geben. »Das sind alles Ganoven, die nur den eigenen Vorteil im Sinn haben.« Er sagt es, als sei es die

selbstverständlichste Sache der Welt. »Die Weißen«, setzt er hinzu, »haben sich jedenfalls um uns gekümmert.«

Drei Stunden Autofahrt nordwestlich von Bulawayo treffen wir Gogo, die echte Gogo, Mhlangas Großtante und das Vorbild für die alte Frau in der Satire über den »guten Präsidenten« als Krokodil. Auch Gogo ist mit Politikern fertig. Ihr Dorf liegt am Ufer des Flusses Gwai. Mit einem geländegängigen Wagen und einem ortskundigen Führer kann man sich ihm ein gutes Stück nähern, über Sandwege, die das Buschland wie ein unsichtbares Labyrinth durchziehen. Dann muss man zu Fuß gehen.

Gogo macht sich für den Besuch fein, sie schürzt ihren karminroten Rock mit einem von der Nachbarin geliehenen Kunstledergürtel um die Taille, das gibt ihr eine fast jugendliche Silhouette. Sie weiß nicht, wie alt sie ist, aber ihre Erinnerungen reichen bis 1907 zurück. Fragt man sie, welches die besten Jahre ihres Lebens waren, gibt sie zur Antwort: »Nach der Schule. Wir waren jung, wir gingen zu Hochzeiten, wir sangen und tanzten und waren glücklich.«

Sicher, Gogo, die Jugend. Aber welche Jahre waren die beste Zeit Simbabwes?

»Simbabwe?«, fragt sie. »Von Simbabwe kam nichts Gutes. Da müssen Sie weiter zurückgehen, nach Rhodesien.«

Sie nimmt ihren Stock in die Hand, bewegt ihn hin und her, hin und her, fängt auf ihren alten Beinen zu tanzen an und singt mit krächzender Stimme eine rhythmische Melodie. Dann hält sie inne und sagt: »Bei der nächsten Wahl gebe ich Jesus meine Stimme.«

**DIE ZEIT, 14.06.2007 Nr. 25**

25/2007